



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Breslau. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Breslau

Von Carl Jentsch

1



Wenn man (vor den Ferien) etwa in Leipzig die Absicht äußert, man wolle nach Schlesien, so begegnet man leicht verwunderten Blicken und Fragen, da man es ja bis München kaum viel weiter habe — schreibt Otto Raemmel in seinen Bildern aus der Grafschaft Glatz. Die in Mittel- und Westdeutschland herrschenden Vorurteile gegen das große und schöne Land sind leicht zu erklären. Es gehört zu Ostelbien, und Ostelbien ist — nicht zu gedenken des Geschreis gegen Junker und Feudalität — eine Ebene. Zwar haben schon die niederländischen Maler gezeigt, daß man in der Ebene, wo sich immer nur Bäume und Wasser zusammenfinden, die lieblichsten Landschaftsbilder genießen kann, aber in großen Ebenen, die vorherrschend dem Ackerbau dienen, muß man doch oft stundenweit durch Getreide- und Kartoffelfelder wandern, ehe man wieder zu einer aus einem Park, einem Wäldchen, einem Eichen- oder Buchenwalde bestehenden ästhetischen Oase gelangt, während man im Gebirge aus den beständig wechselnden interessanten Ansichten gar nicht herauskommt. Da nun der Tourist — und dieser bestimmt heute das Urteil über Land und Leute; ehemals entschieden der Kaufmann, der Missionar, der abenteuernde Sänger, Ritter, Soldner oder Gaukler, die ganz andre Interessen hatten — Ostelbien nicht besucht, so wird auch dessen gebirgiger südlicher Rand, der es an Schönheit mit jedem deutschen Mittelgebirge aufnimmt, vernachlässigt und bleibt unbekannt. Und nicht bloß das eigentliche Gebirge ist schön; wer, mit Zeit und den erforderlichen leiblichen und geistigen Eigenschaften ausgerüstet, den gesegneten hügeligen Streifen am Nordabhange der Sudeten durchwandert mit seinen reichen Fruchtfeldern und Auen, seinen sich stundenlang hinziehenden Dörfern, deren große, wohlgebaute Höfe und saubere Kleinbauernhäuschen aus Obst- und Blumengärten hervorstlugen, mit seinen stolzen Schlössern und ragenden Kirchtürmen, der würde sich und seinen Lesern nicht weniger Genuß bereiten können wie Otto Eduard Schmidt mit seinen Wanderungen im Meißner Lande und Fritz Grätz mit seinen fränkisch-schwäbischen Grenzwanderungen. Auch die stattlichen und freundlichen Städte von Görlitz bis Ratibor, deren jede von einem Kranze schöner Anlagen umgeben ist, würden ihm gefallen. An historischen Erinnerungen freilich können sich diese mit ihren mittel- und

westdeutschen Schwestern nicht messen, und das ist nun ein anderer Grund der Nichtachtung, der unsre Provinz verfallen ist. Selbstverständlich haben auch sie ihre Geschichte gehabt, und zwar eine recht bewegte, aber sie ist weniger anziehend als die der rheinischen, schwäbischen, thüringischen und Harzstädte. Deren große Erinnerungen knüpfen sich an die Kaisergeschichte bis zum Ende der Hohenstaufenzeit. Diese Geschichte ist, als eine Reihe von Taten großer Könige und Herzöge verlaufend, einfach und übersichtlich, darum auch leicht zu behalten. Damals aber bedeckte das Schlesierland noch der Urwald, in den armselige Slawendörfer spärlich verstreut waren, die den Polen- oder Böhmenherzögen oder einem ihrer Großen frondeten. Sie trieben einen primitiven Ackerbau zur Befriedigung ihrer eignen Leibesnotdurft und hatten daneben dem Grundherrn gewisse Dienste zu leisten oder gewisse Erzeugnisse ihres rohen Kunstfleißes zu liefern, und zwar war jedem Dorfe eine einzige Art von Leistung auferlegt, sodaß es Falknerdörfer, Dörfer von Biberjägern, Bogenschützen, Köchen, Bäckern, Schustern, Böttchern, Schmieden, Drechslern gab. Die Anfänge der höhern Kultur des Landes aber fallen in die Zeit, wo sich die deutsche Reichsgeschichte in ein unübersichtliches Gewirr von Stadt- und Territorialgeschichten zerfasert, mit der man sich schon darum nicht gern befaßt, weil in dieser Periode eben das Reich selbst sich auflöste und politisch betrachtet — wer die geistige und die Wirtschaftsgeschichte studiert, findet es anders — einen unerfreulichen Anblick darbot. Zudem schauen wir jene frühere Reichsgeschichte vom Glanze der romantischen Poesie verklärt, und von dieser fällt kein Schimmer auf unser Schlesierland. Herrn Walthers bedeutete in der Richtung nach Nordosten Dobrilugk das Weltende, in schauerliche Winter- und Barbarei gehüllt. Ehe ich so länger lebte, klagt er einmal im Winter seines Mißvergnügens, „ich würde è Münch ze Toberlu“. Wer denkt noch daran, daß in der Kreuzkirche zu Breslau ein Minnesänger begraben liegt: der Herzog Heinrich der Vierte von Schlesien? Daß die Herzogin Hedwig die Schwester jener Agnes von Meran war, um deren willen Frankreich unter dem Interdikt geschmachtet hat, desgleichen die Schwester der Königin Gertrud von Ungarn, der Mutter der heiligen Elisabeth, und daß eine ihrer Töchter mit Otto von Wittelsbach, dem Mörder des Hohenstaufen Philipp, verlobt, der der Mitschuld verdächtige Bischof Eibert von Bamberg ihr Bruder war? Was oben von den kleinern schlesischen Städten gesagt wurde, das gilt eben keineswegs von dem ganzen Lande und von der Hauptstadt. Man erinnere sich nur daran, daß es die Eroberung von Schlesien gewesen ist, was Preußen-Brandenburg zwar noch nicht zur Großmacht erhob aber in den Stand gesetzt hat, Großmachtansprüche zu erheben, und welche Rolle Breslau im Jahre 1813 gespielt hat. Friedrich der Große hat Breslau für die dritte, Friedrich Wilhelm der Vierte hat sie für die zweite Stadt des Staates erklärt. Der Einwohnerzahl, industriellen, kommerziellen und geistigen Bedeutung nach war sie das schon, als sie preussisch wurde, und

das ganze (fürs östliche Kolonialland später beginnende) Mittelalter hindurch hat sie Berlin weit übertagt. Wir wissen heute, was man damals unter einer großen und mächtigen Stadt in Deutschland verstand. Nur die Beherrscherin der nördlichen Meere, Lübeck, hat — ohne Zweifel ist ihr ganzes Gebiet gemeint — 80 000 Einwohner gehabt. Nürnberg und Straßburg hatten 25 000 bis 26 000, Hamburg 22 000, Breslau 21 000; die Volkszahl der übrigen „Großstädte“ wie Mainz, Frankfurt, Basel, Rostock bewegte sich zwischen 6000 und 14 000. Und nicht wenige der großen Staatsaktionen, die für die zukünftige politische Gestaltung Gesamtdeutschlands entscheidend waren, sind in seinen Mauern vor sich gegangen.

Die Geschichte des Odergebiets, das später Schlesien hieß, ist nach Grünhagens\*) Urteil bis zum Jahre 1000 ein weißes Blatt. Da das den Mähren und Böhmen von den aus Thessalonich stammenden Aposteln Cyrillus und Methodius gebrachte Christentum im Jahre 966 den Polenherzog Mesko ergriff, darf man annehmen, daß auch die spärliche Bevölkerung des Gebiets der obern Oder davon berührt worden ist, gleichviel ob dieses damals — von Abgrenzung war noch keine Rede — zu Polen oder zu Böhmen gerechnet worden sein mag. Und da dort, wo sich später Breslau erhob, der Oderstrom in mehrere Arme geteilt ist, was sowohl den Übergang erleichtert als auch die Anlage von Befestigungen begünstigt, da zudem die Ausgrabungen die von vornherein berechnete Vermutung bestätigen, daß sich an dieser Stelle der westöstliche und der nord-südliche Handelsweg Ostseebiens gekreuzt haben, so dürfen wir uns nicht wundern, im Jahre 1000 dort eine Stadt erwähnt zu finden, die (wahrscheinlich nach einem Häuptlinge) Wrotizla hieß. Thietmar von Merseburg berichtet nämlich, daß im genannten Jahre Otto der Dritte, der zum Grabe seines von den Preußen erschlagenen Freundes Adalbert von Prag in Gnesen gewallfahrtet war, mit dem Polenherzog Boleslaw Chrobry zusammen das Erzbistum Gnesen und drei Suffraganbistümer: Krakau, Kolberg und Wrotizla, gestiftet habe. Unter der „Stadt“ haben wir uns eine herzogliche Burg mit armseligen Hütten des Gesindes und einiger des Handels und der Fischerei wegen hier im Schutze der Burg zusammengekommenen Ansiedler vorzustellen. Nach Stiftung des Bistums kamen noch eine bischöfliche Residenz, natürlich ebenfalls ein sehr einfacher Holzbau, die Häuser der Domherren und eine hölzerne Kathedrale dazu. Burg und Dom haben ihren

\*) Zur wissenschaftlichen Bearbeitung der schlesischen Geschichte hat der aus Zerbst stammende, 1854 verstorbene Harald Stenzel den Grund gelegt. Unter den Forschern seiner Forschungsarbeit sind die Direktoren des Staats- und des Stadtarchivs, Grünhagen und Markgraf, die bedeutendsten. Was bis 1888 zutage gefördert war, hat Adolf Weiß in seiner umfangreichen „Chronik der Stadt Breslau“ schön dargestellt. Natürlich hat die Forschung seitdem nicht geruht; sie ergänzt und berichtigt fortwährend das Werk von Weiß. Über den steten Fortschritt der Forschungen erhalten einen die gelehrten Gesellschaften und die schlesische Presse, besonders die Schlesische Zeitung, auf dem laufenden.

Platz mehreremale gewechselt. Die Ansicht, sie hätten ursprünglich auf der Dominsel gestanden (die schon seit langem keine Insel mehr ist), wird in neuester Zeit angefochten. Ebenso, daß der Piastenprinz Jaroslaw, der von 1198 bis 1201 Bischof war, sein Erbteil, das Fürstentum Meiß, der Breslauer Kirche geschenkt habe. Das Meißer Land, erfährt man jetzt, sei nur ein Teil der Ottmachauer Kastellanei gewesen, und diese habe, wie urkundlich bezeugt sei, schon im Jahre 1155 dem bischöflichen Stuhle gehört.

Stadt und Land blieben auch nach vollzogener kirchlicher Organisation vorläufig rein polnisch. Die Germanisierung hat sich später ganz friedlich, ohne alle Gewalt vollzogen, während die Wenden- und Preußenlande von den Deutschen in blutigen Kämpfen unterworfen und zugleich christianisiert wurden. Die erste fremde Sprache, die in Breslau von einem Teile der Bevölkerung gesprochen wurde, war die französische. Der reich begüterte Graf (das heißt herzogliche Beamte) Peter Wlast, seine fromme Gemahlin und andre Glieder seiner Familie stifteten Kirchen und Klöster, so das Stift auf der zwischen Stadt und Dom liegenden Sandinsel und das Vinzenzstift, für die Augustiner und Prämonstratenser aus Flandern berufen wurden, und diese zogen wallonische Ansiedler, namentlich Tuchmacher, nach sich. Durch eine sonderbare Fügung aber brachte dieser Peter als unfreiwilliges Werkzeug einer höhern Macht die deutsche Kolonisation in Fluß. Auf Betreiben der Herzogin Agnes, einer Halbschwester des Hohenstaufen Konrad des Dritten, die sich für beleidigt hielt, wurde er seiner Güter beraubt, geblendet und eingekerkert, entkam jedoch nach Posen zu den Brüdern Wladyslavs des Zweiten, was deren alte Feindschaft gegen den Breslauer aufs neue entflammte, sodaß sie gern den mit ihrem Herzog unzufriednen Bürgern diesen vertreiben halfen. Er floh mit Familie nach Deutschland, und sein Sohn Boleslaw, der später, 1163, das väterliche Erbe antreten durfte, brachte die entscheidenden sieben Jahre seiner Jugendzeit in rein deutscher Umgebung, und zwar in der Nähe des Klosters Pforta zu. Dem Blute nach halb ein Deutscher, wurde er es in Sprache und Gesittung ganz und berief Zisterzienser aus Pforta, denen er das auf einer Anhöhe an der Oder gelegne Kluniazenserstift Leubus übergab. (Der von spätem Nachfolgern errichtete Prachtbau, jetzt Provinzialirrenanstalt und Landesgestüt, ist der größte Einheitsbau Deutschlands; aus den Fenstern seines mit Fresken geschmückten Fürstensaals hat man einen unvergleichlichen Anblick, der mich immer an die Schilderungen in Coopers Romanen und in Chateaubriands Atala erinnert: das von der Oder durchströmte Wipfelmeer eines großen Eichenwaldes. Der Weg von der Bahnstation dahin führt über neun Waldwiesen: „Solitanen“, wie sie der Ritter zur höfischen Kurzweil liebte.) Des Boleslaw Sohn, Heinrich der Bärtige (1201 bis 1238), dessen Eltern beide Deutsche waren (die Mutter eine Schwägerin des Kaisers Konrad des Dritten), seine Gattin Hedwig von Andechs und Meran, die um ihrer guten Werke und Abtötungen willen heilig

gesprochen worden ist, und beider gleichgesinnte Nachkommen vollendeten die Germanisation durch kirchliche Stiftungen, von denen das Zisterzienserinnenkloster Trebnitz und die Zisterzienserklöster Ramenz, Heinrichau und Grüssau die bedeutendsten sind. Selbstverständlich war es nicht religiöser Eifer allein und noch weniger eine sentimentale Liebe zu deutschem Volkstum, was solche Stiftungen hervorrief. Die Religion lieferte damals ausschließlich die idealen Motive, mit denen edle Menschen ihr Streben nach dem schönen Mammon zu rechtfertigen pflegen. Die polnischen Dörfer lieferten den Herren nur Naturalien, und zwar bei der primitiven slawischen Wirtschaftsweise nach Qualität und Quantität recht kärgliche. Nur Wild und Honig waren im Überfluß vorhanden, dagegen stand es um Ackerbau und Gartenbau schlecht, um die Erzeugnisse des Gewerbefleißes noch schlechter, und Geld, das zu einer zivilisierten Hofhaltung und, wenn das Wort beim damaligen Zustande erlaubt ist, Staatsverwaltung gehört, gab es gar nicht. Die Kloster- und Bistumsstiftungen waren die damalige Form der Kapitalschöpfung (das gilt natürlich mit einigen Modifikationen auch für Altdeutschland, wo sich der Prozeß ein paar Jahrhunderte früher abgespielt hatte), denn die Mönche und die ihnen nachziehenden deutschen Bauern und Handwerker, die Dörfer und Städte gründeten, schufen wirtschaftliche Güter, deren Austausch Geld ins Land brachte, und machten den Boden wertvoll, von dem sie den Grundherren Zins zahlten. Bald auch vermochten sie, wenigstens die städtischen, deren Geldbedürfnis durch Darlehn zu befriedigen. Und die Schenkungen an Domkirchen und Klöster waren die Kapitalanlagen jener Zeit, denn sie sicherten den überzähligen Söhnen und Töchtern des Adels eine anständige Versorgung. Nirgends findet sich eine Andeutung, daß die polnische Bevölkerung diesen Ansiedlungen feindlich begegnet wäre. Im Gegenteil scheint es, daß sie sich des wachsenden Wohlstands und Komforts, an dem sie selbst teilnahm, der bessern Nahrung (die Klöster verbesserten nicht bloß den Ackerbau, sondern pflanzten Gemüse, Obst und Wein; in Leubus hat sich ein Weinberg bis heute erhalten) gefreut habe und bemüht gewesen sei, sich selbst das deutsche Recht zu verschaffen, nach dem die deutschen Kolonisten in Freiheit lebten. Das freundschaftliche Verhältnis der beiden Nationalitäten, die stille, als ein ganz natürlicher Prozeß sich vollziehende Auffaugung des polnischen Elements vom deutschen, wobei die noch nicht germanisierten Polen mehr und mehr zu willigen Arbeitern der in der Kultur überlegnen Deutschen herabsanken, hat fortgedauert bis zu der erst nach 1870 eingetretenen großen Wendung. In Breslau sind als erste deutsche Grundbesitzer urkundlich bezeugt ein Gering 1202 und ein Otto 1226.

Einen Stoß nach vorwärts erteilte der Germanisation Schlesiens ein großes Unglück. Am 9. April 1241 fiel der jugendliche Held Heinrich der Zweite, des Bärtigen Sohn und Nachfolger, in der großen Tatarenschlacht auf der Wahlstadt. Die Unholde hatten so viel Menschen erschlagen, daß reichlich

Raum für Besiedlung frei wurde. Das lenkte einen neuen Ansiedlerstrom nach Schlesien, und nun wurde auch das am linken Oderufer gelegne Breslau eine deutsche Stadt (die alte hölzerne Stadt war beim Nahen der Horden in Flammen aufgegangen), während die Inselstadt vorläufig noch polnisch blieb. Und diese neue Stadt wurde nach deutschem Ansiedlerbrauch planmäßig angelegt und mit deutschem Rechte begabt. Der Lokator erhielt die Vogtei. Der Plan dieses alten deutschen Breslau ist mir, seitdem ich Verständnis für dergleichen habe, immer bewunderungswürdig erschienen. Als ich nach Westdeutschland kam, habe ich überall vergebens den Ring gesucht. Ich wußte damals noch nicht, daß diese Art Marktplatz eine Eigentümlichkeit der ostelbischen Kolonistenstädte und von diesen auf die polnischen und böhmischen übergegangen ist. Sie herrscht besonders in Schlesien. Mit dem rechteckigen, oft beinahe quadratischen Ringe und den von ihm ausgehenden Gassen, die den übrigen einander teils parallel laufenden teils rechtwinklig schneidenden Gassen die Lage anweisen, ist ein schöner, regelmäßiger und übersichtlicher Plan gegeben. Möglichst in der Mitte des Ringes steht das Rathaus als räumliches und politisches Zentrum, und an dieses lehnen sich die Verkaufsstände: Kammern, Bauden, Bänke, Schragen, die den Ring auch zum Markt, zum wirtschaftlichen Zentrum machen. Der Stadtplan von Breslau ist nun so großartig, der Ring (3,4 Hektar) und die Straßen sind so geräumig, daß sie auch dem heutigen Verkehr noch genügen, Erweiterungen und Durchbrüche nicht notwendig erscheinen. Weiß hat vollkommen recht, wenn er schreibt: „Bei Betrachtung dieses ursprünglichen, wir möchten sagen monumentalen Stadtplans drängt sich die Überzeugung auf, daß sich die Gründer der Stadt, als sie auf dem wüsten Platze mit Pfählen und Schnuren das ungeheure Marktvierck mit seinen Nebenplätzen [deren bedeutendster ist der an der Südwestecke angefügte polnische oder Salzring — das Salz kam aus Wieliczka —, der jetzt Blücherplatz heißt] und Straßenanfängen absteckten, schon mit der kühnen Absicht trugen, eine Großstadt, ein Handelsemporium zu schaffen.“ Spätere Chronisten, die sich nicht erklären konnten, wie eine Bürgergemeinde so etwas leisten könne, haben Karl den Vierten von Böhmen zum Schöpfer dieses Planes machen wollen. Touristen gewöhnlichen Schlages mögen ihre Rechnung in Breslau nicht finden, aber wer Interesse hat für die historische Entwicklung der deutschen Städte und für Fragen der Stadtanlage, der sollte es nicht versäumen, die Hauptstadt Schlesiens kennen zu lernen; sie erinnert an die amerikanischen Stadtanlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Die Kolonisten sind wahrscheinlich aus Thüringen gekommen, denn sie haben ihre erste Pfarrkirche der heiligen Elisabeth geweiht; eine zweite Pfarrgemeinde wählte sich Maria Magdalena zur Schutzpatronin.

Die Erwartungen der kühnen Gründer haben sich erfüllt: Breslau ist rasch eine reiche und mächtige Stadt geworden, mit ihrem Gelde und ihrem Bürgerheer den kleinen Herzögen ringsum nicht allein ebenbürtig sondern

überlegen. Ihr vorgeschobener Posten freilich, die deutsche Kolonie in Krakau, ist schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts verloren gegangen. Woher ihr Reichtum stammt, das ist heute nicht mehr so leicht zu sagen. Ehedem wußte man genau, wie man denn überhaupt vor unsrer Zeit der Kritik alle Dinge im Himmel und auf Erden — zu wissen glaubte. Vom Handel natürlich, sagte man. Aber Werner Sombart hat diesen Glauben erschüttert. Er behauptet (siehe 4. Band des Jahrgangs 1902 der Grenzboten, S. 284 ff.), der mittelalterliche Handel habe trotz dem großen Unterschiede zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis keinen wesentlichen Gewinn abgeworfen, weil die gehandelten Warenmengen lächerlich klein, dafür aber die Transportkosten und das Risiko ungeheuerlich groß gewesen seien. Der Händler von Beruf sei nur ein Arbeiter gewesen, der seinen gerechten Lohn bekam; bedeutende Handelsoperationen, ebenso Geldgeschäfte, seien nur von Nichtkaufleuten: Grundherren, geistlichen und weltlichen Fürsten, päpstlichen Agenten gemacht worden. Die städtischen Patrizier waren nun Grundherren; daher komme es, daß so oft sämtliche städtische Patrizier Kaufleute genannt wurden. Der Bodenwert sei es, was den Reichtum dieser Patrizier begründet habe. Was nun Breslau betrifft, so kann ich mir schlechterdings nicht vorstellen, wie dessen vornehme Bürger lediglich als Grundherren zu Reichtum gelangt sein sollten. Das Gebiet der Stadt war unbedeutend; die Breslauer sind keine Ackerbürger gewesen. Landgüter und Rittergüter wurden in Menge von ihren Patriziern erworben, deren viele in den Ritteradel übergingen; aber um Güter kaufen zu können, mußten sie doch eben schon Geld haben. Und die Bevölkerung scheint in der entscheidenden Zeit stationär geblieben zu sein, sodaß der Wert des städtischen Bodens nicht sehr gestiegen sein und dessen Verkauf an Neubürger nicht viel gebracht haben kann. Es wird also doch wohl der Handel gewesen sein, der den Reichtum Breslaus begründet hat, wenn wir auch nicht ermitteln können, wie es im einzelnen dabei zugegangen ist, und seine Kaufleute werden wirkliche Kaufleute gewesen sein. Das große Gewicht, das die regierenden Herren auf ihr Niederlags- oder Stapelrecht legten, ihre Konkurrenzstreitigkeiten mit andern großen Handelsstädten, ihr Unwille über — zum Teil gelungne — Versuche, die großen Handelswege zu verlegen, zum Beispiel über Leipzig, die Mühe, die sie sich nach allen Seiten hin um die „offne Tür“ gaben, das alles beweist, daß der Handel eine Lebensfrage für Breslau war. Und erscheinen auch die Warenquantitäten, am heutigen Maßstabe gemessen, winzig, so darf man doch nicht übersehen, daß seitdem auch die Zahl der Menschen, die sich in die Waren und in den Gewinn teilen, auf das Zehnfache, einzelne Orte ins Auge gefaßt, auf das Hundert- und Tausendfache gestiegen ist. Breslau vermittelte den südlich und westlich gelegnen Ländern die Rohprodukte Polens und Rußlands, unter denen Pelzwerk als das wichtigste erscheint, und versorgte Schlesien mit den von der Ostseeküste bezognen und wegen der vielen Fasttage unentbehrlichen Salzfishen, weshalb

es eine Hauptaufgabe der Ratspolitik war, den freien Transport durch Polen zu sichern. Vom Westen bezog es die feinem Gewerbezeugnisse, namentlich Gewebe aller Art, an deren Herstellung seine eignen Zünfte teilnahmen. Den Zugang nach Wien und darüber hinaus erschlossen ihm erst die luxemburgischen Beherrscher Böhmens in einer Zeit, da der Reichtum der Stadt schon begründet war. Karl der Vierte setzte Handelsfreiheit zwischen Breslau und Böhmen durch und wollte die ihm teure Stadt zur Beherrscherin des levantisch-nordischen Handels erheben. Dieser Plan scheiterte zwar an dem Widerstande Lübecks und der ganzen Hansa (der übrigens Breslau als Mitglied angehörte, ohne sich besonders lebhaft an den Bundesangelegenheiten zu beteiligen), aber wenigstens bekam Breslau seinen Anteil an dem so äußerst gewinnbringenden Gewürzhandel. Von da an bildeten sich Handelskompagnien, die ihre ständigen Vertreter in Wien, Florenz und Venedig unterhielten. Die Luxemburger waren zwar der Stadt wirklich von Herzen zugetan, aber völlig uneigennützig war natürlich auch ihre Liebe nicht. Die reiche Stadt war eben eine Goldgrube und vergalt die ihr erwiesnen Liebesdienste mit Steuern, Darlehn und Geschenken. Die — natürlich hochverzinslichen — Darlehn pflegten in Breslau zur Umgehung des Zinsverbots als Tuchkäufe maskiert zu werden. Der Fürst kaufte viele Ballen Tuch, der Rat kaufte sie zu einem weit niedrigeren Preise zurück — die Differenz war der Zins —, und für den ersten Kaufpreis blieb der Fürst ihr Schuldner. Doch konnte man daneben fürs Geldgeschäft die Juden nicht entbehren und hat sie wie anderwärts bald vertrieben oder verbrannt, bald sie aus andern Städten an sich gelockt.

In der ältern Zeit wird der Pelzhandel der gewinnbringendste gewesen sein. Es ist schon aus den Porträts bekannt, welcher Luxus im Mittelalter mit feinem Pelzwerk getrieben wurde (die damalige Mode, auch im Hochsommer Pelzbehänge zu tragen, ist seit einigen Jahren wieder aufgelebt), und bei den elenden Heizvorrichtungen und den langwierigen Winterreisen in erbärmlichen Fuhrwerken waren Pelze ein Bedürfnis; die Reichen aber mochten doch den Schafpelz der Armen nicht tragen. (Als der König Wladislaw von Ungarn und Böhmen im Januar 1511 nach Breslau kam, brachte er seine beiden fünf- und siebenjährigen Kinder mit. Für sie war auf einen Schlitten ein Kämmerchen gestellt mit einem Ofen, der unaufhörlich von außenstehenden Dienern geheizt wurde.) Neuere Forscher haben ermittelt, daß vor dem Tatareneinfall Rußland keineswegs ein armes Land gewesen ist: die regelmäßige Versorgung Konstantinopels mit Pelzwerk brachte Gold ins Land. (Der Besitz von Edelmetall war vor der modernen Organisation des Kredits mit seinen Wertpapieren, seinem Papiergeld und seinem Giroverkehr viel wichtiger als heute; als Wertpapiere kannte man nur Wechsel und Schuldscheine.) Auf den Handelsgewinn, der ja immer den Arbeitslohn übersteigt, kann man aus der Blüte der Kürschnerinnung schließen, die das Pelzwerk verarbeitete. Über sie hat Dr. Frauenstädt in der Schlesischen Zeitung interessante Mitteilungen gemacht. In den neunziger

Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte Breslau mit seinen nahe an 500 000 Einwohnern 130 Kürschner, deren meiste kümmerlich ihr Leben fristende Kleinmeister und Heimarbeiter waren. Im fünfzehnten Jahrhundert gab es auf 20 000 Einwohner 67, mitunter 80 und 90 Meister; nach dem heutigen Verhältnis müßte man fünf bis sechs vermuten. Und diese verhältnismäßig große Zahl war gut situiert. Die Kürschner waren nach den Tuchhändlern und Reichkrämern am höchsten besteuert. Kürschner trifft man öfter im Rat und auf der Schöffbank; und einer von ihnen, Dominikus, dessen Sohn zum Handel überging, begründete das mächtige Ratsgeschlecht der Dompnig. Von ihrem Wohlstande zeugt sowohl ihr behäbiges Privatleben — einer baut zum Beispiel hinter seinem Hause einen Turm, „der Stadt zu Ehren und ihm zum Andenken“ — als auch die Fülle von Geschenken und Stiftungen für die Innung und für fromme Zwecke, die in den Zunftbüchern verzeichnet stehen. Die Innung war selbstverständlich zugleich eine kirchliche Bruderschaft, hat sich aber nicht, gleich ärmeren Zünften, auf die feierliche Bestattung ihrer Mitglieder, auf die Unterhaltung eines eignen Altars und die Bezahlung der auf diesem verbrauchten Kerzen beschränkt, sondern eine eigne Kirche, die Christophorkirche, im Bauzustande erhalten und mit allem zum Gottesdienst erforderlichen versorgt, auch dafür, daß die Geistlichkeit der Pfarrkirche Maria Magdalena in jener ihrer kleinen Kirche den Gottesdienst besorgte, die Pfarrgeistlichkeit, den Kantor, mehrere Sänger, einen Glöckner der Hauptkirche besoldet, außerdem einen polnischen Prediger (wahrscheinlich, weil immer viele Pelzwerk bringende Polen in der Stadt anwesend waren) und hat eine Kapelle für sich an die Magdalenenkirche angebaut. Auch hat sie für Heerfahrten Reiter und Schützen ausgerüstet und die Kosten der Verpflegung von Mannschaften und Tieren getragen. Einflußreichen obrigkeitlichen Personen wurden bei passender Gelegenheit kostbare Pelzsachen geschenkt, und daß man sich die heitere Geselligkeit etwas kosten ließ, versteht sich von selbst. An Fastnacht, bei der Morgensprache an den Quartaltagen und beim Vorstandswechsel, mit dem die Rechnungslegung verbunden war, wurde auf Regimentsunkosten geschmaust und gezecht und auch an dem damals sehr teuren Südwein nicht gespart. Desgleichen in späterer Zeit, im siebzehnten Jahrhundert, wenn einer aus der Innung Schützenkönig geworden war. Die Kosten so eines Schützenmahles haben sich mitunter auf 2000 bis 3000 Mark heutigen Geldes belaufen. Nach einer Pest im Jahre 1634 beschließen die Meister, die am Leben geblieben sind, in einer „christlichen Zusammenkunft“ Gott für diese Gnade zu danken, beineben aber eine Mahlzeit und einen Ehrentrank miteinander zu tun. Die Rechnungslegung dauerte gewöhnlich fünf Tage, und was dabei die abgehenden und die neuen Vorstandsmitglieder an jedem Tage nach getaner Arbeit verzehrt haben, wird in den Rechnungsbüchern genau angegeben. Das Menu für Aschermittwoch und die folgenden vier Tage (am Aschentage wurde sehr passend der Regierungswechsel, auch der städtische, vollzogen) lautet für das Jahr 1695: 1. Secht, Wildschweins-

rücken, Kalbsviertel, Auerhahn. 2. Kindernes Schwanzstück mit Kren, ein gespickter Hase, rinderner Lendenbraten. 3. Ein gesottener Wels, drei Aale, ein Auerhahn, eine gespickte Rehkeule, zwei gespickte Hasen, ein Kalbsviertel, zwei Kapauern, ein schweinerer Diballe(?), zwölf kleine Pasteten, eine Apfeltorte, eine Butterschlange, Milchreis, Salat und Käse. 4. Vier Karpfen mit Zubehör, ein rinderner Lendenbraten, ein Rehrücken, eine Kalbskeule, Sauerkraut und süßes Gebäck. 5. Ein Gericht Fische mit Steckrüben, ein gespickter Hase, ein Auerhahn, ein Lungenbraten, eine Kirchtorte. Da nicht anzunehmen ist, daß der Appetit der Herren so stark gewechselt hat wie die Quantität der Speisen, so vermute ich, daß die Zahl der Teilnehmer nicht an allen fünf Tagen dieselbe war. Eine Hauptaufgabe der Innungen war die Übung von Wohltätigkeit. Hilfsbedürftige Mitglieder scheint es, den Rechnungsbüchern nach zu urteilen, in der Kürschnerzunft nicht gegeben zu haben. Vor 1500 wurden die Frauenkonvente reichlich unterstützt, nach Einführung der Reformation auswärtige verarmte oder abgebrannte Zunftgenossen und evangelische Gemeinden, die eine Kirche bauen wollten. In der Zeit der Gegenreformation „wimmelt es in den Rechnungsbüchern von Geldgeschenken an vertriebne Glaubensgenossen: Geistliche, Lehrer, Handwerker“; dazu kommen in den Kriegszeiten aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Soldaten und Fechtbrüder aller Art, auch adlige. „Eine andre Form der Bettelei bestand in Gebetbüchlein, Predigten und Gedichten, die von ihren Verfassern mit einer Widmung überreicht wurden.“ Ein Schützenreiber hat in der Zeit von 1604 bis 1618 die Innung zehnmal angegedichtet und außerdem mit Erfolg zum Neujahr gratuliert.

Eine andre angesehene und beliebte, wenn auch minder vornehme Zunft war die der Kretschmer, das heißt Bierschankwirte. Heute sind sehr viele „Restaurateure“, wie sie jetzt heißen, Hörige der Großbrauereien, deren Gebräu sie verzapfen; im alten Breslau — ob auch anderwärts, weiß ich nicht — gehörten umgekehrt die Braumeister und Brauknechte zum Gefinde der Kretschmer. Die Perle unter den Breslauer Bieren war der Schöps. Wie er zu seinem Namen gekommen ist, weiß man nicht. Einer seiner Verehrer unterschiebt dem Schöps oder Hammel einen Widder und begründet die Benennung mit der Stößigkeit, und ein anderer beschreibt diese Eigenschaft in ulkigem Latein:

Scheps caput ascendit, nec scalis indiget ullis,  
Sessitat in stirnis, mirabilis intus in hirnīs.

Dem Breslauer Schöps war der Schweidnitzer noch über, der im Breslauer Ratskeller ausgeschenkt wurde; dieser heißt darum bis auf den heutigen Tag der Schweidnitzer Keller. Der Ruf des Schweidnitzer Bräus verbreitete sich weit über die Landesgrenze. Zur Zeit des Königs Matthias von Ungarn gab es in Ofen einen Schweidnitzer Keller, und in Thüringen erinnern die kleinen Würstchen noch daran, die in Berlin Wiener und in Wien Berliner Würstchen heißen: an manchen Orten Thüringens, versichert der mir unbekannte A. Pl.

zeichnende Gewährsmann, heißen sie Schweidnizer Kellervürstchen. Wenn nach einigen tausend Jahren die Züchtung des höhern Menschen vollendet sein wird, und wenn dann die unter Erdschichten liegenden Schriftwerke des homo sapiens ausgegraben werden, kann es passieren, daß dieser beim höhern Menschen in sehr übeln Ruf gerät. Ein Zufall könnte es fügen, daß zuerst und allein Berichte über die „Liebesgabe“, die Brausteuer und das Tabakmonopol und Nachrichten über mittelalterliche Bierkriege gefunden würden und unserm Geschlecht die Benennung homo valde insipiens eintrügen, weil seine heiligsten Güter Bier, Schnaps und Tabak gewesen seien. Die letzten beiden sind ja erst Errungenschaften neuerer Kultur, aber das Bier war schon im Mittelalter Gegenstand lebhaftesten Interesses. Was ist der Dreißigjährige Krieg, was der achtzigjährige Befreiungskampf der Niederländer gegen den Breslauer Bierkrieg! Fünfhundert Jahre hat dieser gedauert und ist keineswegs bloß mit Wort und Schrift geführt worden wie der heutige Streit um Konsumsteuern und um deren spekulative Verwertung. Es handelte sich dabei der Hauptsache nach um folgendes. Der Rat nahm für sich das Monopol des Ausschanks von Schweidnizer Bier, und die Kretschmerzunft das Privileg des sonstigen Bierausschanks in Breslau und innerhalb der Bannmeile in Anspruch. Das zweite Privileg wurde von der Brau- und Schankgerechtigkeit zweier Klöster, des Sandstifts auf der Sandinsel und des Stifts auf dem Elbing nördlich vom Dome durchbrochen, und auch die Domgeistlichkeit ließ Bier brauen und durch ihre „Bikare“ ausschenken, ohne das Recht dazu nachweisen zu können. Das hätte sich nun vielleicht der Rat gefallen lassen, auch daß die Domherrn ihren Trunk direkt aus Schweidnitz statt aus dem Ratskeller bezogen. Aber sie schenkten auch Schweidnizer Schöps aus, und zwar, wie es scheint, wohlfeiler als der Rat, denn viele Bürger, denen das einheimische Bier „zu grob“ und der Ratskeller zu teuer war, stillten ihren Durst in den Domschenken, was die Einkünfte der Stadt schmälerte. Der Rat beschloß nun, einmal ein Exempel zu statuieren, und leitete damit eine sehr schlimme Episode des langwierigen Krieges ein. Gegen Weihnachten des Jahres 1380 schickte der Herzog Ruprecht von Liegnitz seinem Bruder, dem Dompropst Heinrich, einige Fässer Schweidnizer Bier als Christgeschenk. Der Fuhrmann hat zwar vorsichtigerweise den Rat um die Erlaubnis, das Bier durch die Stadt auf den Dom fahren zu dürfen, der Rat aber ließ es konfiszieren, worauf das Kapitel die Stadt mit dem Interdikt belegte. Das lastete — nicht sehr schwer, denn die Minoritenmönche reichten jedem so viel Seelenspeise, als er wünschte — bis in den Sommer 1381 auf der Stadt. Im Juni kam König Wenzel und suchte zu vermitteln. Die Domgeistlichkeit jedoch (der gerade neu gewählte Bischof war nicht anwesend) und der Abt des Sandstifts, an den sich der König ebenfalls gewandt hatte, wiesen seine Bitte, ihm zu Ehren das Interdikt aufzuheben, in beleidigender Weise zurück, und der erzürnte Wenzel ließ den Abt samt sechsen seiner Klosterbrüder einsperren. Statt dadurch nachgiebig zu werden, entflohen die wieder Freigelassenen samt den übrigen Insassen

des Stifts und den Domherren in der Richtung nach Polen, und der leidenschaftliche Wenzel gab in seiner Wut das Sandstift und das Vinzenzkloster auf dem Elbing sowie die benachbarten Güter der Domgeistlichkeit seinen Soldaten zur Plünderung preis. Diese schleppten alles fort, was nicht niet- und nagelfest war, und eine Böbelbande half ihnen. Andern Tags wurde auf den Plätzen der Stadt der Raub versteigert: dreihundert Schafe gingen, nach heutigem Gelde gerechnet, um 30, ein Ochse um 7 Mark weg. Dem wilden jungen König machte der Raubzug so viel Vergnügen, daß er einen zweiten, noch ärgeren veranstaltete. Er ritt seinen Scharen voran und gab ihnen den Bischofshof und die Domherrnkurien preis, wo sie nicht bloß raubten sondern auch alles kurz und klein schlugen und in den gefundenen Speise- und Weinvorräten Bacchanalien feierten, an denen Wenzel als Triumphator teilnahm. Der Papst aber, Urban der Sechste, der den König brauchte, ordnete strenge Untersuchung der Exzesse an, nicht etwa der Exzesse des Königs und seiner Soldaten, sondern der Domgeistlichkeit. Den Bierkrieg entschied der Böhme vorläufig und bis auf weiteres dahin, daß die Domgeistlichkeit zwar Bier, und zwar auch Schweidnitzer, solle ausschenken dürfen, aber nur an Bewohner des Dombezirks; den Stadtbürgern wurde bei strenger Strafe verboten, Bier auf dem Dome zu trinken oder von dort zu holen.

Dieser Bierkrieg ist natürlich weder der einzige kirchenpolitische noch der einzige gewerbepolitische Zwist des mittelalterlichen Breslau gewesen. Gewerbefragen haben immer ihre soziale und politische Seite, und in den mittelalterlichen Stadtrepubliken machten sie geradezu den Inhalt des politischen Lebens aus, denn die Verfassung beruhte ja auf der berufsständischen Gliederung. Die Verfassungskämpfe dieser Kleinstaaten sind uns weniger bekannt als die in den italienischen Städten. Weiß sieht sich wiederholt veranlaßt, Klage darüber zu führen, daß kein Stadtschreiber es der Mühe wert gefunden habe, über Vorgänge zu berichten, die, ihren Wirkungen nach zu urteilen, von entscheidender Bedeutung gewesen sein müssen. So viel scheint gewiß zu sein, daß die innerpolitische Entwicklung Breslaus im großen und ganzen ungefähr umgekehrt verlaufen ist wie die von Florenz. Hier wurde die Verfassung unter unaufhörlichen Kämpfen zweihundert Jahre lang immer demokratischer, bis sich endlich, im Jahre 1378, sogar die Lohnarbeiter der Wollenzünfte Anteil an der Regierung erkämpften, und der dadurch unvermeidlich gewordene Umschlag dann ziemlich rasch durch die Oligarchie zur Monarchie führte. In Breslau hat sich, wie in Lübeck und den andern mächtigen Seestädten, trotz Zunftaufständen und zeitweilig erkämpfter Teilnahme der Zünfte an der Regierung, das Patriziat behauptet, befestigt und zu einer oligarchischen Geschlechterherrschaft verengt, die noch fortbauerte, als die Stadt ihre Unabhängigkeit verloren hatte und Provinzialhauptstadt in einer Monarchie geworden war. Von einer Mitherrschaft der Lohnarbeiter konnte keine Rede sein, weil sich hier die Textilgewerbe, in denen allerdings der Großbetrieb keimartig angelegt war, nicht schon im Mittelalter, wie in Florenz, dazu entwickelt haben,

sondern Handwerke geblieben sind. Von einem Interessengegensatz zwischen „Unternehmern“ und „Arbeitern“ keine Spur! Sene waren eben Meister, die keinen Unternehmergeinn zogen, sondern nur, gleich den „Knechten“ und „Lehrknechten“, auf gerechten Arbeitslohn Anspruch hatten, und die Knechte waren Gesellen, die Meister werden wollten und es auch gewöhnlich wurden. Bei Streitigkeiten mit den Meistern handelte es sich sehr häufig um den blauen Montag, den die Gesellen unter ihren heiligsten Gütern am höchsten geschätzt zu haben scheinen. In dem Tuchmacheraufstande von 1333 erklärten die Gesellen, sie seien bereit, mit Gut und Blut für ihre Meister einzutreten, und deren Hauptleute versicherten, sie hätten neunhundert mit Panzer und Pickelhauben gerüstete Männer zur Verfügung. Sie zogen trotzdem den kürzern. Drei ihrer Anführer wurden geköpft, vier verbannt. Im Jahre 1418 brach eine planmäßig vorbereitete Empörung der Zünfte aus, die ihnen auf längere Zeit eine Anzahl Ratsherrnstellen und die Kontrolle über die Finanzen sicherte, die aber sehr blutig verlief. Das aufgebrachte Volk drang ins Rathaus ein, stürzte den verhafteten Konsul des vorhergehenden Jahres, Johann Megerlin, der sich auf den Turm verkrochen hatte, in die Spieße des draußen stehenden Haufens, und dann wurden ohne Urteil und Recht an der Stauensäule vier Ratsherren mit dem Schwerte Karls des Vierten enthauptet. König Wenzel rügte zwar die begangnen Gewalttaten, begnadigte aber die Aufrehrer und gebot beiden Parteien Frieden. Zwei Jahre darauf sind unter Sigismund dreiundzwanzig der Aufrehrer enthauptet worden; der in Breslau anwesende Kaiser wohnte der Exekution als Zuschauer bei.



## Meleager von Gadara

Eine Spätrose aus dem griechischen Dichtergarten

Liebe sei vor allen Dingen  
 Unser Thema, wenn wir singen;  
 Kann sie gar das Lied durchdringen,  
 Wirds um desto besser klingen.

(Goethe, West-östlicher Diwan)



eider besteht bei dem humanistisch gebildeten Publikum der Ein-  
 druck, als verlösche die griechische Poesie mit dem Eintritt der  
 römischen Zeit. Homer, die Tragiker, ein paar Lyriker sind  
 bekannt, dann aber hört die Bekanntschaft mit der hellenischen  
 Poesie auf, gleich als habe man später überhaupt nicht mehr  
 griechisch gedichtet.

Es ist ja begreiflich, denn die klassische Zeit nimmt mit ihren Meister-  
 werken die Schüler ganz in Anspruch, auch sind die poetischen Erzeugnisse aus  
 der alexandrinischen Zeit außer Theokrit und Kallimachus dürftig, außerdem